



Wider dem Lobgesang des Dazwischen: meine Odyssee im Schubladenreich

Eine Ergänzung zum Lernpapier

Autor: *Alexis Dworsky, TU München, Lehrstuhl für Landschaftsökologie /*

Projekt: *Die kulturelle Evolution des Dinosauriers / Art des Projektes: Dissertation*



Nicht annähernd konnte ich mein Promotionsverfahren in der Zeit abschließen, die ich dafür eingeplant hatte. Aus den veranschlagten zwei Jahren wurden fünf – und noch immer ist die Arbeit nicht als Buch veröffentlicht. Warum hat das alles so lange gedauert? Welche unerwarteten Hindernisse haben sich mir in den Weg gestellt?

Gegenstand meiner Dissertation ist die Kulturgeschichte des Dinosauriers. Im ersten Lernpapier habe ich den Inhalt der Arbeit und die Vorgehensweise skizziert. Dem kann ich kaum etwas Neues hinzufügen. Inzwischen habe ich meine Doktorarbeit abgegeben und wurde promoviert. Der Weg bis dahin war jedoch weit länger und hindernisreicher, als ich mir das ausgemalt hatte. Die Hauptursache hierfür ist im fächerübergreifenden Ansatz meiner Arbeit zu sehen. Er brachte Herausforderungen und Verzögerungen mit sich, deren Ursachen auf zwei sehr unterschiedlichen Ebenen liegen.

Zum einen liegen sie auf der Ebene des eigenen Tuns: Ich musste mich in Bereiche einarbeiten, von denen ich bislang wenig wusste; ich musste mir Vorgehensweisen aneignen, die mir bislang ziemlich fremd waren. Und all das brauchte seine Zeit, dauerte länger, als ich zuvor erahnen konnte oder wahrhaben wollte. Doch diese Herausforderungen stellen sich wohl jedem, der interdisziplinär arbeitet. In vielen der Lernpapiere, die auf der Internetseite der Andrea von Braun Stiftung einzusehen sind, auch in meinem ersten, wird das thematisiert. Ich muss darauf nicht noch einmal eingehen.

Des Weiteren kam es zu Hindernissen, deren Ursachen auf einer völlig anderen Ebene liegen, und zwar auf der des Systems „Hochschule“: Man schreibt eine Dissertation ja nicht alleine im luftleeren Raum, sondern im Dialog mit anderen. Es ist zudem eine verbreite Unart zu sagen: „Ich promoviere“. Man wird von jemandem promoviert! Und dieser Jemand ist ein Professor an einer bestimmten Hochschule in einem ganz bestimmten Fach. Um nun über diese Thematik zu berichten, ist es notwendig, einen zweiten, eigenständigen Text zu verfassen.

Ich möchte die Geschichte meiner Promotion damit beginnen lassen, dass ich in den Doktoranden- und Mitarbeiterkreis von Ludwig Trepl aufgenommen wurde. Prof. Trepl ist Inhaber des Lehrstuhls für Landschaftsökologie an der Technischen Universität München. Als jemand, der wie ich die Münchner Kunstakademie absolviert hat, mag es nicht gerade üblich sein, eine Doktorarbeit zu schreiben, geschweige denn, das an einer Technischen Universität an einem Lehrstuhl für Landschaftsökologie zu tun. Hier ist daher zu bemerken, dass die Gruppe um Trepl, ironisch-überspitzt formuliert, nicht nur Frösche zählt, sondern sich auch Gedanken darüber macht, was es mit dem Prinzen auf sich hat, in den sich der Frosch verwandelt, wenn man ihn küsst. Forschungsgegenstand ist somit nicht nur die Natur



selbst, sondern auch ihre kulturelle Bedeutung. Es wird also sowohl Natur- als auch Kulturwissenschaft betrieben – obgleich nicht unbedingt von den gleichen Leuten und in den gleichen Untersuchungen. Meine Arbeit über die Kulturgeschichte des Dinosauriers war hier also keineswegs so falsch aufgehoben, wie es bei oberflächlicher Betrachtung erscheinen mag. Trotzdem war ich mit meinem Thema, meinem Vorgehen und mit meiner akademischen Herkunft zum Teil ein Außenseiter. Und doch möchte ich betonen, dass das Verhältnis zu Prof. Trepl und den Doktoranden sehr eng, ja beinahe familiär war – und noch immer ist.

Als die Dissertation nahezu fertiggestellt war und ich bereits an deren Abgabe dachte, kam dann der große Schock: Prof. Trepl teilte mir mit, dass ich die Arbeit bei ihm nicht abgeben könne. Sie passe nicht in das Profil seines Fachs, er könne ohnehin nur naturwissenschaftliche Doktorgrade vergeben und eine naturwissenschaftliche Arbeit sei das ja keinesfalls. Auch habe ich keinen Studienabschluss in Landschaftsökologie oder einem vergleichbaren Fach.

Ich musste mich also nach einem neuen „Doktorvater“ umsehen. Wo aber bringt man eine Arbeit über die Kulturgeschichte des Dinosauriers unter?

Vom Untersuchungsgegenstand „Dinosaurier“ ausgehend schien es naheliegend, es im Umfeld der Paläontologie zu versuchen. So bin ich einen Sommer lang mit einem gleichsam zum Dinosaurier umgestalteten Wohnwagen durch Deutschland gereist und habe allerlei Orte aufgesucht, in denen es Dinosaurierfunde und desgleichen zu sehen gibt, habe Personen getroffen, die sich mit Sauriern beschäftigen, etwa Paläontologen unmittelbar bei Ausgrabungen oder bei ihrer Arbeit im Naturkundemuseum. Dabei hat sich gezeigt, dass es in diesem Bereich durchaus Interesse für das Thema meiner Arbeit gibt. Doch war ich auch hier ein Außenseiter, ein Zuschauer, der nicht dazugehört – jemand der eher über Forscher forscht als über das, was die Forscher erforschen. Dass ich von derartigen Personen nicht promoviert werden könne, war schnell klar. Und doch waren diese Gespräche hinsichtlich meiner Doktorarbeit sehr ergiebig: Nachdem ich über zwei Jahre vor meinem Computer oder in der Bibliothek über Büchern gesessen habe, war dieser unmittelbare Kontakt eine erkenntnisbringende, neue Erfahrung. Meine vermeintlich fertig gestellte Dissertation habe ich daraufhin noch einmal gründlich überarbeitet. Die Suche nach einem passenden „Doktorvater“ ging indessen weiter.

In meiner Arbeit zeige ich, dass Dinosaurier ein in hohem Maße visuelles Phänomen sind: Da niemand je einen lebenden Dinosaurier gesehen hat, ist unsere Vorstellung eng daran



gebunden, wie Dinosaurier dargestellt werden und wie sie sich überhaupt darstellen lassen. So konnten die Dinosaurier beispielsweise im frühen Schwarz-Weiß-Film nur grau gezeigt werden und ganz so hat man sich diese Tiere dann auch vorgestellt. Will man die Kulturgeschichte des Dinosauriers untersuchen, dann spielen medientheoretische und bildwissenschaftliche Aspekte also eine wichtige Rolle. Der Begriff „Bildwissenschaft“ ist seit einigen Jahren sehr populär; die Rede ist vom Iconic Turn. Eine akademische Disziplin „Bildwissenschaft“ gibt es allerdings noch nicht; meist ist die Forschung in das Fach „Kunstgeschichte“ eingegliedert. Da meine Arbeit also in erheblichen Maße eine bildwissenschaftliche ist, ich obendrein Kunst studiert und dabei einen guten Abschluss erzielt hatte, sollte es eigentlich kein Problem sein, in diesem Bereich auch promoviert zu werden.

Meine Dissertation habe ich daher dem renommierten Kunsthistoriker Horst Bredekamp vorgelegt, der in der Debatte um die Bildwissenschaft eine zentrale Position einnimmt. Und ja, Bredekamp fand die Arbeit gut und hätte mich gerne damit promoviert. Inhaltlich passe mein Thema zu dem, woran bei ihm gearbeitet würde. Das Problem sei jedoch, dass ich Kunst und nicht Kunstgeschichte studiert hatte. Um im Fach „Kunstgeschichte“ promoviert zu werden, müsse ich nämlich auch Kunstgeschichte studiert haben oder zumindest so viele Seminare nachholen, dass es gewissermaßen einem derartigem Studium gleichkommt. Ohnehin sei es aber viel sinnvoller, meinen Ansatz im Bereich der Naturwissenschaften zu positionieren: Dass unser Bild der Welt von kulturellen Einflüssen wesentlich mitbestimmt ist, sei in der Kunstgeschichte selbstverständlich. In den Naturwissenschaften Sorge diese Ansicht hingegen „gewiss für einigen Wirbel“. Dort müsste ich doch versuchen, meine Arbeit zu positionieren. Diesen Gedanken mag mich durchaus weiterführen; ich komme noch auf ihn zurück. Im Hinblick auf meinen Promotionsabschluss schien ich mich jedoch im Kreis zu drehen.

Wenn es um die Frage nach der Bedingtheit unseres Bildes von der Welt geht, so kommt man um Bazon Brock kaum herum – erst recht nicht, wenn man im Bereich der Kunst zu Hause ist. Bazon Brock, einer der bedeutendsten deutschen Intellektuellen, war Professor für Ästhetik an der Bergischen Universität Wuppertal. Ästhetik sei, so Prof. Brock, „eine Basiswissenschaft, wenn man darunter folgendes versteht: Sie hat sich mit unserem Wahrnehmungsapparat zu befassen, sie muß zwischen Wahrnehmungen und Wirklichkeit unterscheiden, und sie muß beurteilen können, wie Menschen ihre Wahrnehmung in Zeichen, Bildern, Gesten und Texten verarbeiten und wie Menschen kommunizieren.“¹ Diese kurze Begriffsbestimmung mag als Basis einer einzelnen, abgrenzbaren Disziplin oder Praxis ziem-

¹ Brock, Bazon. 2002. *Der Barbar als Kulturbeld*. Köln: DuMont, S. 452



lich umfassend erscheinen. Mit dem, wie ich in meiner Arbeit den Dinosaurier betrachte, deckt sich diese Aussage allerdings weitgehend. Am Rande eines Vortrages von Bazon Brock habe ich ihm daher das Manuskript meiner Doktorarbeit übergeben. Und so kamen die Dinge schließlich doch noch ins Rollen.

Zwei Jahre später fand ich mich dann an der Wuppertaler Universität zur mündlichen Abschlussprüfung des Verfahrens wieder. In einem einleitenden Vortrag habe ich unter anderem angeführt, dass es kein Fach „Allgemeine Dinosaurierkunde“ gäbe und so mein Ansatz auch keiner einzelnen Disziplin alleine zugeordnet werden könne, weder der Ästhetik noch der Paläontologie, weder der Wissenschaftssoziologie noch der Volkskunde. Von dieser Feststellung ausgehend hat sich eine rege Diskussion entfacht.

Man könne doch nicht in „Allgemeinwissen“ promoviert werden, so die Bemerkung eines der Mitglieder der Prüfungskommission. Eine solche Arbeit mag ein interessantes Sachbuch abgeben, als Dissertation könne sie aber nicht angenommen werden. Da sich meine Arbeit nicht klar zu einer Position bekenne, schaffe sie kaum eine Reibungsfläche, an der sich eine Diskussion entfachen könnte. Der nächste Schock?! Nein, glücklicherweise war das nur sogenanntes Säbelgerassel. Das Problem, das hier angesprochen wurde, liegt allerdings tiefer und lässt sich keineswegs so einfach beiseite schieben. Indem sich meine Arbeit nicht eindeutig in eine akademische Schublade einordnen lässt, entzieht sie sich womöglich auch einer fachwissenschaftlichen Rezeption und Kritik. Und eine Arbeit, die nicht angreifbar ist, weil sich niemand dafür berufen fühlt, scheint prinzipiell wissenschaftlich nutzlos zu sein.

Wie aber erzeugt man damit trotzdem eine Reibungsfläche? Wie treibt man damit die wissenschaftliche Diskussion an?

In meinem ersten Lernpapier habe ich behauptet, man müsse sich seine eigenen Räume im Dazwischen schaffen. Das klingt zwar verdächtig modisch, ist aber gewiss nicht völlig falsch. Auf diese Weise kann ja tatsächlich Neues entstehen. Inwieweit das allerdings das Denken und Handeln in anderen Bereichen beeinflusst, bleibt fraglich. Reibungsfläche entsteht dadurch nämlich in der Tat kaum und so ist zu hoffen, dass man auf diese Weise mehr werden kann als ein durchaus beehrter Lückenfüller.

Eine hinsichtlich auf interdisziplinäres Arbeiten häufig vorgebrachte Behauptung ist, dass sich ein solches Vorgehen zwar Methoden und Erkenntnissen unterschiedlicher Fächer bedienen kann, ihrerseits aufgrund ihres Dilettantismus diesen Disziplinen aber nur wenig zurückgeben könne. Dem möchte ich doch entschieden widersprechen. Braucht es nicht immer die Querulanten, die von außen kommenden Andersdenker, die in einen Bereich eindringen und die dort für Aufruhr sorgen? Ich hoffe, eine Arbeit vorgelegt zu haben, die



etwas von diesem Potenzial besitzt. Um es allerdings voll entfalten zu können, gilt es nun, diese Arbeit an passende akademische Orte zu stellen. Und damit meine ich gerade nicht das Dazwischen. Vielmehr muss sie dorthin, wo sie die größtmöglichen Kontroversen entfachen kann: mitten hinein in die Wespennester.